

1. Einleitung

Das freizeitlich betriebene Marathonlaufen erfuhr innerhalb von wenigen Jahrzehnten eine bemerkenswerte Metamorphose, sowohl was die öffentliche Wahrnehmung als auch die Partizipation an dieser Praxis anbelangt.¹ Aus einer exotisch anmutenden Außenseiter*innenpraxis ist eine Bewegung – vielleicht ein Zeitgeistphänomen – hervorgegangen, das heute niemanden mehr so recht verwundert. Hieß es in einem Artikel aus der Zeitung *Die Welt* vom 12. September 1960 noch:

»Marathon, das ist eine unheimliche Angelegenheit. Da werden Menschen auf eine Distanz geschickt, die kein vernünftiger Mensch jemals laufen würde. Wer Marathon läuft, muß seinen Verstand am Start zurücklassen, will er über die Runden kommen.« (zit. n. Neckel 2000: 132)

So heißt es aus demselben Medienhaus etwas mehr als ein halbes Jahrhundert später:

»Wer die 42,195 Kilometer bewältigen will, braucht viel Willenskraft, Zielorientierung, Durchhaltevermögen und darf sich nicht durch Rückschläge aus dem Konzept bringen lassen. Kein Wunder, dass der Marathon für Läufer die Königsdisziplin ist. Diese Eigenschaften sind auch gefragt, wenn man auf der Karriereleiter nach oben kommen möchte. Die Lust auf Leistung im Sport und die auf beruflichen Erfolg sind eng verwandt.« (Heimann 2016)

Wurden Marathonlaufende in den 1960er Jahren also noch buchstäblich ›für verrückt erklärt‹, so scheint sich die öffentliche Wahrnehmung mittlerweile doch nahezu um hundertachtzig Grad gedreht zu haben. Überspitzt gesagt: Die einstige ›Praxis der Verrückten‹ erscheint nunmehr als ein »Volkssport der vernünftigen Leute« (Neckel 2000: 133). Entsprechend werden ihr nicht nur, wie es im soeben zitierten Text anklingt, häufig etwaige Funktionalitäten und Synergien im Hinblick auf berufliche Praktiken unterstellt, sondern es werden auch, um an eine Formulierung

¹ Sofern nicht explizit anders ausgewiesen, wird in dieser Arbeit immer auf freizeitliche, also nicht profi-sportliche Formen des Marathonlaufens bzw. des Laufens sich bezogen.

des Sportpsychologen Andreas Marlovits anzuknüpfen, mannigfaltige »Heilserwartungen« (2006: 32) in Bezug auf psychische Gesundheit an sie gerichtet. Laufen im Allgemeinen, so heißt es in Marlovits' »Lauf-Psychologie«, sei »eine Form der Selbstbehandlung« bzw. »eine praktische Form von Eigentherapie« (ebd.: 9; vgl. auch die ähnliche Argumentation bei Weber 1984). Ähnlich klingt es auch in einem autobiographischen Bericht eines freizeitlich laufenden Ehepaars namens Thiemer, welcher den instruktiven Titel »Langlauf ist unser Leben« (1985) trägt. Bereits im ersten Satz des Vorwortes heißt es hier: »Der Langlauf mit all seinen Einwirkungen hat zu unserer Selbstfindung geführt, unser Selbstbewußtsein gestärkt.« Er habe sie insgesamt »zu glücklichen und zufriedenen Menschen gemacht« (ebd.: 43). Diese Transformation des Marathon- und Langstreckenlaufens von einer eher fragwürdigen Nischenaktivität zu einer sozial anerkannten Praxis, der nunmehr sogar echte Autonomisierungs- und Selbstverwirklichungspotenziale unterstellt werden, spiegelt sich auch in den Teilnehmendenzahlen von Marathonveranstaltungen wider. So gibt es heute weltweit kaum eine Großstadt, die *keinen* jährlichen Marathon ausrichtet; die sogenannten City-Marathons, an denen Zehntausende von Laufenden teilnehmen und mit denen über das Fernsehen und digitale Kanäle ein Millionenpublikum erreicht wird, haben in den vergangenen 50 bis 60 Jahren einen regelrechten ›Boom‹ erfahren, wobei die ersten Veranstaltungen dieser Art in Europa schon Anfang der 1960er Jahre stattfanden (Budapest 1961, Prag 1963, Rom 1965) (vgl. Scheerer et al. 2015). Seit den 1970er Jahren stiegen die Finisher*innenzahlen dann weltweit exponentiell – bis 1984 um das 18-fache. In den 1990er Jahren ebbte diese erste ›Welle‹ der Marathonbewegung zunächst ab, bevor ab ca. 1998 ein zweiter ›Boom‹ einsetzte (vgl. ebd.).

Die allgemeine Frage, die sich vor diesem Hintergrund stellt, lautet: Wie und warum ist es zu dieser Entwicklung gekommen? Warum hat eine »unheimliche« Aktivität eine derartige Aufwertung in der öffentlichen bzw. alltagsweltlichen Wahrnehmung erfahren und wie kommt es, dass so viele Menschen Gefallen an ihr gefunden haben und finden? Passt das Marathonlaufen nicht vielmehr zum fordertisch-tayloristischen Zeitalter mit seiner auf Anstrengung und Mühe abstellenden Leistungsvorstellung (vgl. Voswinkel/Kocyba 2008), als in die an Selbstverwirklichung und Hedonismus orientierte »Erlebnisgesellschaft« (Schulze 1993)? Eine mögliche Erklärung wäre, dass mit den ca. ab den 1950er Jahren einsetzenden strukturellen Veränderungen der Arbeitswelt hin zu einer Dienstleistungsorientierung und einem damit einhergehenden Bedeutungsverlust des Körpers, aber auch einer Zunahme an monotoner Arbeit ein Kompensationsbedarf im Hinblick auf diese Vereinseitigungen entstand, den die Menschen in ihrer Freizeit zu befriedigen begannen (vgl. zu dieser Argumentationslinie im Hinblick auf den Sport im Allgemeinen Plessner 1985[1956]). Dazu passte jedenfalls auch, dass das Gros der Marathonlaufenden im Dienstleistungsbereich arbeitet bzw. eher geistigen als körperlichen beruflichen Tätigkeiten nachgeht und ein überdurchschnittliches Bildungsniveau aufweist (vgl.

Kreitz 1996; Hallmann/Wicker 2012). Damit korrelierend warb etwa der Deutsche Sportbund (DSB) in den 1950ern mit Slogans wie »Olympia nach Feierabend« oder »Sport für alle« und rief die Kampagne »Zweiter Weg« aus, um, so jedenfalls die erklärte Intention, den negativen Folgen der mit dem Wandel der Arbeitswelt einhergehenden Bewegungsarmut entgegenzuwirken (vgl. dazu Lutz 1989: 18ff.). Kurzum: Eine solche Erklärung liefe also darauf hinaus, dass das Marathonlaufen eine »Ausgleichsreaktion« (Plessner 1985[1956]) auf die mit der damaligen Arbeitswelt verbundenen Folgen für Körper und Psyche darstelle, und zwar indem es zur Gesundheitsförderung und -erhaltung beitrug und die Monotonie der Arbeit kompensierte. Auch zentrale Ergebnisse der bisherigen (Marathon-)Laufforschung stützen diese These im Wesentlichen. Beispielsweise besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass *Gesundheit* für die meisten Laufenden das zentrale Einstiegsmotiv sei und auch im späteren Verlauf von »Laufkarrieren² persistent bleibe (vgl. Weber 1984; Lutz 1989; Kreitz 1996; Marlovits 2006).

Doch so plausibel diese These vielleicht im Hinblick auf *Gesundheitspraktiken* ist, mit Blick auf die Praxis des Marathonlaufens scheint ihr Erklärungspotenzial gering. Es mag sein, dass Menschen, die in ihrer Freizeit etwa Joggen, ins Fitnessstudio gehen oder Yoga praktizieren, es aus primär gesundheitlichen Motiven heraus tun und diese Praktiken tatsächlich auch gesundheitsförderlich sich auswirken. Im Falle des Marathonlaufens scheint die Erklärung durch das Gesundheitsmotiv allerdings wenig plausibel, denn es handelt sich um eine Praxis, die mit Anforderungen verbunden ist, die weit über das hinausgehen, was zur Gesundheitsförderung und/oder -erhaltung notwendig wäre (so empfiehlt etwa die Weltgesundheitsorganisation [WHO 2010] für 18–64-Jährige rund 2,5 Stunden »of moderate-intensity aerobic physical activity« pro Woche) und mit der erhebliche körperliche Belastungen und Verletzungsrisiken zumindest einhergehen (vgl. International Marathon Medical Directors Association 2001). Dabei würde man im Rahmen genuin gesundheitlich orientierter Praktiken doch geradezu umgekehrt möglichst eine *Minimierung* des Gesundheits- und Verletzungsrisikos anstreben. Und auch die Teilnahme an Wettkämpfen wäre aus rein gesundheitsbezogener Perspektive nicht zu erklären; vielmehr zeigt etwa die Untersuchung von Lutz (1989), dass bezeichnenderweise nur die wenigsten Laufenden, die faktisch an Wettkämpfen teilnehmen, tatsächlich am Wettkämpfen selbst interessiert sind (dies trifft nach Lutz nur auf ca. vier Prozent der von ihm Befragten zu). Ebenso wenig plausibel ist die These der Kompensation von Monotonie und Langeweile. Denn schaut man genauer hin, so er-

² Lutz (1989) benutzt diesen Terminus in Anlehnung an Rümmeles Begriff der »Sportkarriere« (Rümmele 1987), mit dem dieser darauf verwies, dass hinter sportlichen Aktivitäten immer biographische Prozesse stehen und niemand gleichsam »aus heiterem Himmel« damit beginnt. Entsprechend seien in der Untersuchung der damit verbundenen Motivationen solche »Karrieren« in den Blick zu nehmen.

scheint das Marathonlaufen selbst hochgradig monoton; es wird über Stunden im Grunde nur ein Fuß vor den anderen gesetzt, weswegen sich die meisten Laufenden ja auch gerne mit Musikhören und Ähnlichem abzulenken versuchen. Freilich gibt es ›aufregende‹ Landschaften, in denen man laufen kann und die auch als Wettkampfbühnen genutzt werden;³ aber was nützt einem schon der spektakuläre Anblick eines Berggipfels oder eines türkisfarbenen Bergsees, wenn man, vor Erschöpfung benommen, vor allem damit beschäftigt ist, sich irgendwie auf den Beinen zu halten und, obwohl man nicht mehr kann, weiterzulaufen und nicht abzustürzen? In dieser Situation wird die Natur zur bloßen Kulisse, zur Staffage, die so oder anders sein könnte, aber vor allem eines nicht mehr ist: etwas Erhabenes, Selbstzweckhaftes; ja, in gewisser Weise wird die Natur hierdurch selbst monotonisiert und instrumentalisiert; es kommt vor diesem Hintergrund nicht von ungefähr, dass der zentrale ›Kampf- und Schauplatz‹ des Laufsports ursprünglich mal ausschließlich die Aschenbahn war; und ebenso wenig zufällig scheint es, dass eine Vielzahl, wenn nicht die Mehrzahl von Marathonwettbewerben auf asphaltierten Straßen inmitten von aus Beton gegossenen Bauwerken stattfindet.

Kurzgesagt: Die Perspektive ändert sich erheblich, wenn man den Blick auf die *spezifische Sinnstruktur der Praxis des Marathonlaufens* selbst legt. Von hier aus betrachtet, lässt sich die oben aufgeworfene Frage präziser formulieren: Wie kommt es, dass Menschen *in ihrer Freizeit* einer Praxis nachgehen, die in sich nicht nur hochgradig monoton ist, sondern ihnen körperlich und psychisch auch enorme Anstrengungs- und Disziplinierungsleistungen abverlangt und was das Training und die Wettkampfteilnahmen angeht, letztlich auch viel von ihrer durch die Arbeit oftmals ja ohnehin schon stark beanspruchten Lebenszeit bindet? Und dies, wie schon bemerkt, ausgerechnet vor dem Hintergrund, dass modernen Subjekten seitens der Sozialwissenschaft doch eigentlich seit Jahrzehnten schon eine eher hedonistische, an Selbstverwirklichung orientierte Einstellung (vgl. wiederum Schulze 1993; aber etwa auch Bell 1991) und damit verbunden eine »Auflockerung des psychischen Apparates« (Dornes 2012: 327) attestiert wird. Und nicht zuletzt fragt es sich auch, wie es kommt, dass überhaupt einer *wettkampfförmigen* Praxis nachgegangen wird, obwohl für das Gros der freizeitlich Marathonlaufenden weder ›das Treppchen‹ oder generell eine Platzierung im vorderen Feld noch eine gute Platzierung in der Altersklasse realistisch sind und es vielmehr am, wie es in diesem Milieu oft heißt, ›Finnen‹ und Durchhalten, also nicht am Wettkämpfen selbst orientiert ist? Kurzum: Wie kommt es, dass freizeitlich Marathonlaufende eine solche selbstzweckhafte Verausgabung nachgerade *suchen* und derartiges auch mit Blick über das Marathonlaufen hinaus in modernen Gegenwartsgesellschaften gewissermaßen grundsätz-

3 So gibt es etwa im Bereich des Ultramarathonlaufens den berühmten ›Ultra-Trail du Mont-Blanc‹, einen Laufwettkampf, bei dem die Laufstrecke auf rund 170 Kilometern um das Mont-Blanc-Massiv führt.

lich erstrebenswert geworden ist (man denke beispielsweise nur an die vielfältigen Fitness-Askesen)?

Diese Fragen wurden in der bisherigen sportsoziologischen Forschung noch nicht bzw. nicht überzeugend behandelt. Dabei ist es generell so, dass genuin soziologische Forschung zum freizeitlichen Marathonlaufen rar ist; dort, wo es thematisiert wird, wird es zumeist nicht gesondert, sondern im Kontext der Analyse der freizeitlichen Laufbewegung insgesamt und damit eher am Rande behandelt (vgl. Lutz 1989). Aus einer kultursociologischen Perspektive hat sich Sighard Neckel (2000) mit dem Marathonlaufen befasst, allerdings eher skizzenhaft und ›impressionistisch‹ im Rahmen eines Essays. Einschlägige Motivstudien finden sich überwiegend im Kontext der Sportpsychologie (vgl. Weber 1984; Rummel 1985, 1987; Marlovits 2006). Grundsätzlich tendieren die genannten Studien zur Fokussierung *subjektiver Motive* sowie zur FAVORISIERUNG *quantitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren*, was zur Folge hat, dass *latente Motivationsstrukturen* sowie deren Entwicklung und Einbettung im Rahmen biographischer Bildungsprozesse einzelner Laufender – und damit etwaige Wechselwirkungen mit anderen Handlungsbereichen – nicht bzw. nicht adäquat erfasst werden können. Eine Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Marathonlaufens fehlt dabei durchweg; indes stellt gerade diese eine unabdingbare Voraussetzung dafür dar, subjektiv geäußerte Motive adäquat, das heißt also: unter Rückbezug auf die Struktureigenschaften des Marathonlaufens, einschätzen zu können (s. zum Forschungsstand ausführlich: Abschnitt C).

In der vorliegenden Arbeit sollen diese Desiderata geschlossen werden, weshalb anders vorgegangen wird. Zum einen gilt es, die Sinnstruktur des freizeitlichen Marathonlaufens herauszuarbeiten. Dabei wird die Frage im Zentrum stehen, inwieweit sich diese Laufpraxis vom Marathonlaufen als einer genuin *sportlichen* Aktivität unterscheidet; denn schließlich ist der Marathon zunächst einmal eine klassische olympische Laufdisziplin und damit eben Sport. Es liegt daher auf der Hand, dass der Frage, ob bzw. inwieweit auch das freizeitliche Marathonlaufen als Sport gelten kann, wiederum eine Klärung der Frage, was Sport ist, das heißt: welche Struktureigenschaften kennzeichnend für sportliche Praxis sind, wird vorausgehen müssen. In dieser Hinsicht erweist sich die bisherige Sportsoziologie nach meiner Einschätzung allerdings nur als bedingt aufschlussreich. Denn zu sehr hat sich das Gros der Sportsoziologinnen und -soziologen in der Vergangenheit mit Definitionen setzenden, merkmaltheoretischen Zugängen zu ihrem Gegenstand begnügt. Demgegenüber verfolgt diese Arbeit das Ziel, einen »rekonstruktiven Stil der Modellbildung« (Maiwald 2013: 202) für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen und ein entsprechendes Modell zur Bestimmung sportlicher Praktiken zu entwickeln. Kennzeichnend für diesen Forschungsstil ist nicht nur ein rekonstruktives Vorgehen *in der Datenanalyse*, sondern auch schon auf der Ebene der *forschungsvorbereitenden, gegenstandstheoretischen Überlegungen*. Zentral dabei ist eine systematische *hermeneutische* Reflexion der existierenden alltagsweltlichen wie theoretischen Konzepte in

Bezug auf den jeweils zu erforschenden Gegenstand, die auf der Basis von sozialisatorisch erworbenem Regelwissen erfolgt (vgl. ebd.). Wichtig ist, dass hierbei die Struktur der jeweiligen Praxis selbst in den Blick genommen wird, anstatt nur die Begriffe respektive Deutungen, die auf sie verweisen, zu betrachten; ja im Grunde, so die These hier, wird eine fundierte Kritik solcher Deutungen so überhaupt erst möglich. Entsprechend wird in dieser Arbeit ein, wenn man so will, straffer oder enger Sportbegriff vorgeschlagen und ein gedeckter bzw. weiter zurückgewiesen. Dadurch wird nicht nur eine präzisere Bestimmung von Sport ermöglicht, sondern auch von Freizeitpraktiken, die von ihrer Erscheinungsform her zwar sportähnlich anmuten mögen, strukturell jedoch einer anderen Logik folgen. Diese Logik in ihrer Spezifität zu explizieren, wird man vor dem Hintergrund eines fokussierten, präzisen Sportbegriffs geradezu gezwungen, weil die entsprechenden Praktiken sich nun nicht mehr einfach unter einen prinzipiell immer weiter ausdehbaren Sportbegriff subsumieren lassen.

Zum anderen und primär gilt es in der vorliegenden Arbeit jedoch, anstatt subjektiver Motive exemplarisch *latente Motivationsstrukturen* von freizeitlich Marathonlaufenden zu rekonstruieren und dabei Wechselwirkungen zwischen *Persönlichkeitsstruktur*, *Sozialstruktur* und *Sinnstruktur* des freizeitlichen Marathonlaufens herauszuarbeiten. Dabei interessiert auf der Ebene der Sozialstruktur insbesondere die Frage, inwieweit arbeitsweltliche Strukturen hier eine Rolle spielen – auch im Hinblick auf die Frage nach den Gründen für die Transformation des freizeitlichen Marathonlaufens von einem Außenseiter*innensport zum »Volkssport der vernünftigen Leute« (Neckel 2000: 133) bzw., wie Neckel auch schreibt (ebd.: 136), der »gesellschaftlichen Leistungsträger«. Latente Motivationsstrukturen (vgl. dazu ausführlich Kap. 3.1.2) sollen indes Handlungsgründe bezeichnen, die auf der Ebene latenter Sinnstrukturen (hierbei handelt es sich um einen methodologischen Begriff aus dem Kontext der Objektiven Hermeneutik, der in Kap. 2.2 noch näher erläutert wird) liegen und damit zum einen den Handelnden nicht oder zumindest nie vollständig bewusst, zum anderen jedoch nicht zwingend auch im psychoanalytischen Sinne unbewusst sind; sie umfassen vielmehr all diejenigen Faktoren aus der inneren und äußeren Umwelt eines Subjekts, die seine Handlungen im Hinblick auf einen bestimmten Praxiszusammenhang generativ strukturieren und so einen diesem Subjekt nicht unmittelbar zugänglichen Motivationszusammenhang bilden.

Weil latente Motivationsstrukturen immer biographisch gewachsene Strukturen sind, wurden als Datenbasis nicht-standardisierte Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden erhoben. Deren Interpretation erfolgte dann im Stile der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse, denn dies ist ein Interpretationsverfahren, das auf die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen spezialisiert ist. Insgesamt wurden zehn Interviews geführt, wobei letztlich drei in das engere Sample aufgenommen wurden. Dabei handelt es sich um freizeitlich Marathonlaufende, die in der Sonderwertung »Marathon Manager« des Frankfurt-Marathons teilgenommen

haben bzw. noch vorhatten, dies zu tun (trifft auf einen Fall zu) (im Folgenden wird die »Marathon-Manager-Wertung« mit M-M-W abgekürzt). Die Auswahl der Fälle und die Art und Weise der Rekrutierung der Interviewees werden in Kapitel 3.1.1 noch näher erläutert und begründet. Dazu an dieser Stelle nur so viel: Der Fokus auf die »Marathon Manager« ist deshalb gewählt worden, weil in dieser Bezeichnung bereits einerseits ein Zusammenhang von Arbeit und Marathonlaufen und andererseits von Marathon und managerialer Berufspraxis nahegelegt ist. Entsprechend war es anhand dieser Fälle möglich, nicht nur exemplarisch die Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsstruktur, Sozialstruktur und der Sinnstruktur des freizeitlichen Marathonlaufens in den Blick zu nehmen, sondern gerade vor dem Hintergrund, dass Manager*innen als gesellschaftliche Leistungsträger*innen gelten und Marathon eben als ›ihr Sport angesehen wird, explizit auch potenziellen arbeitsweltlichen Bezügen dieser Praxis nachzugehen.

Wenden wir uns nun dem Aufbau der Arbeit zu. Sie gliedert sich in drei Hauptteile: Im ersten Teil (Kap. 2) werden die theoretischen Grundlagen für die Untersuchung des freizeitlichen Marathonlaufens erarbeitet. Dies erfolgt in drei Schritten: Im Abschnitt »A« wird die grundlagentheoretische Folie mitsamt den dazugehörigen Begrifflichkeiten erläutert, auf Basis derer in dieser Arbeit operiert wird. Dabei wird auch das bereits erwähnte rekonstruktive Forschungsparadigma in Anschlag gebracht (Kap. 2.1). Unter Rückgriff auf die ›Bordmittel‹ der Konstitutionstheorie der Objektiven Hermeneutik (vgl. Oevermann 1991, 2008; Garz/Raven 2015) und der Mikrosoziologie (vgl. Maiwald/Sürig 2018) wird sodann ein heuristischer Rahmen für eine rekonstruktive Bestimmung der Struktureigenschaften sportlicher Praxis aufgespannt. Dabei werden insbesondere die Konzepte der strukturellen Handlungsprobleme und der konstitutiven Regeln als zentral angesehen (Kap. 2.2). Ein darauf aufbauender, eigener Bestimmungsversuch wird dann im Abschnitt »B« unternommen. Dies geschieht, indem zunächst mit Rekurs auf Tobias Werron (2010) die typischen Grundprobleme, oder wie er es nennt: »Fehlschlüsse«, die der ›klassischen‹ Sportsoziologie hinsichtlich der Bestimmung des Sports unterlaufen, aufgezeigt werden (Kap. 2.4). In Bezug auf seine Ausführungen sowie zentrale Einsichten sportsoziologischer Klassiker werden dann die Struktureigenschaften sportlicher Praxis systematisch ausbuchstabiert (Kap. 2.5). Im gegenstandsspezifischen Abschnitt »C« wird dieses Sportmodell – nach einem kurzen kulturhistorischen Abriss zur Entwicklung des freizeitlichen Laufsports sowie zu damit verbundenen soziodemographischen Aspekten (Kap. 2.6) – an der Praxis des Marathonlaufens gleichsam durchexerziert und wird die Sinnstruktur des *freizeitlichen* Marathonlaufens expliziert (Kap. 2.7). In Kapitel 2.8 schließlich erfolgt ein Zwischenfazit und wird die Fragestellung im Lichte der gegenstandstheoretischen Bestimmungen präzisiert.

Im dritten Kapitel werden zunächst methodische Fragen behandelt (Kap. 3.1), bevor der Fokus auf die Fallrekonstruktionen eingestellt wird (Kap. 3.2). Den Fall-

analysen vorangestellt ist eine Kurzinterpretation der Bezeichnung »Marathon Manager« und einiger Formulierungen aus dem dazugehörigen Ausschreibungs- text sowie aus einem einschlägigen Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (Kap. 3.2.1). Damit sollen bereits erste Hypothesen etwa in Bezug auf die darin zum Ausdruck kommende Vorstellung von managerialer Berufspraxis sowie das Ver- hältnis zwischen Arbeit und Freizeit angestellt werden, denen dann im Rahmen der Fallrekonstruktionen weiter nachgegangen wird. Auf den Aufbau der Fall- rekonstruktionen brauche ich an dieser Stelle nicht einzugehen; dieser wird im Methodenkapitel genau erläutert. Ebenso wird an dieser Stelle kein Ausblick auf die Ergebnisse der Fallanalysen gegeben, um die Suchbewegung, die in dieser Arbeit sukzessive entfaltet wird, nicht zu konterkarieren und erst in den Fall- rekonstruktionen gleichsam kulminieren zu lassen, die dann auch keineswegs bloße Ergebnisdarstellungen sind, sondern sukzessive entfaltete, systematische Interpretationen, die als solche auch rezipiert werden müssen, um nachvollzogen werden zu können.

Das vierte Kapitel schließlich wird kein ›klassisches‹ Fazit enthalten, in dem die Ergebnisse der Analysen wiederum nur nochmal zusammengefasst werden. Statt- dessen wird in einem ersten Schritt (Kap. 4.1) ein Rückbezug zu den heuristischen bzw. theoretischen Vorüberlegungen aus dem ersten Teil der Arbeit hergestellt und werden darüber hinausgehende Überlegungen zu jenen Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsstruktur, Sozialstruktur und den Struktureigenschaften des freizeitlichen Marathonlaufens angestellt. Anschließend wird das freizeitliche Marathonlaufen *gegenwartsdiagnostisch* betrachtet und wird damit der Frage nachge- gangen, inwieweit diese Praxis Tendenzen zum Ausdruck bringt, die als in irgend- einer Weise gegenwartstypisch gelten können und sich womöglich auch in anderen Freizeitpraktiken ausdrücken (Kap. 4.2). Das letzte Kapitel (Kap. 4.3) schließt an die programmatischen Überlegungen zum rekonstruktiven Forschungsstil als einem *Paradigma für die Sportsoziologie* aus dem Theoriekapitel an und reflektiert diese vor dem Hintergrund der Fallrekonstruktionen.